

Gedichte variieren und aktualisieren

Bertolt Brecht, *Vergnügungen*

(1954)

Der erste Blick aus dem Fenster am
Morgen
Das wiedergefundene alte Buch
Begeisterte Gesichter
Schnee, der Wechsel der Jahreszeiten
Die Zeitung
Der Hund
Die Dialektik
Duschen, Schwimmen
Alte Musik
Bequeme Schuhe
Begreifen
Neue Musik
Schreiben, Pflanzen
Reisen
Singen
Freundlich sein.

2LA Vergnügungen

Ans Meer fahren
Ins Kino gehen
Mit Freunden chatten
Fußball spielen
Schokolade essen
Die Ferien
Schlafen
Bei meinen Großeltern essen
Mit meinen Eltern ins
Restaurant gehen
Ins Gebirge fahren
Kuchen backen
Mit meinem Hund spielen
Kleidung kaufen
Reisen
Tanzen
Fotografieren
Lesen
Musik hören
Den Sonnenuntergang sehen
Sich selbst sein

3LA VERGNÜGUNGEN

Das Geräusch der Wellen
Die Sorglosigkeit
Unerwartete
Überraschungen
Das Lächeln eines Freundes
Verliebte Blicke
Sterne beobachten
Umarmungen
Zusammenbleiben
Eine warme Decke
Alte Fotos
Nach einer langen Zeit nach
Hause kommen
Träumen

3. Schuljahr

Zum Thema: *Kinder und Eltern*

Ein Märchen verarbeiten, neue Akzente setzen

(Vorlagen: Grimms Volksmärchen: Rapunzel, Rumpelstilzchen, Froschkönig, Schneewittchen)

PECHSCHWARZI

Borsari Gaia, Manzi Giulia, Ravasi Irene, Zacco Alexandra

Es war einmal eine Königin, die wünschte sich ein Kind. Als das Kind zur Welt kam, starb sie. Der König war untröstlich über den Tod seiner lieben Frau und begann seinen Sohn zu hassen. Er nannte ihn Pechschwarzi, weil er Haare und Augen so schwarz wie Pech hatte. Mit der Zeit wurde Pechschwarzis Herz so schwarz wie seine Haare, weil er von niemandem geliebt wurde.

Eines Tages kam sein Vater zu ihm ins Zimmer und sagte zu ihm:

- "Sohn, du bist schon zwanzig Jahre alt, warum heiratest du noch nicht?"

- "Oh Vater, es tut mir leid, aber unter allen Mädchen, die ich kennen gelernt habe, habe ich keine Liebe gefunden. Vater, ich habe verstanden, dass ich homosexuell bin."

- "Was?! So eine Schande für unsere Familie! Ich kann das nicht akzeptieren! Du existierst nicht mehr für mich! Soldaten, zu mir!"

Pechschwarzi wurde in den höchsten Turm des Schlosses eingesperrt.

Er konnte aber dank eines Seiles flüchten, das er immer bei sich hatte, und ging in den Wald zu den sieben Zwergen, die ihn als Putzmann ins Haus aufnahmen.

Eines Tages kam zufällig ein Prinz an der Hütte im Wald vorbei: Er suchte sein Pferd, das entflohen war.

Er klopfte an die Tür der Zwerge, um Hilfe zu suchen, Pechschwarzi öffnete die Tür und es war Liebe auf den ersten Blick.

Die beiden verliebten sich und wie ein Wunder wurde das Herz von Pechschwarzi feuerrot.

Nach einigen Monaten heirateten die beiden. Das ganze Königreich erfuhr von ihrer Homosexualität, aber ihre Liebe war so stark und ihre Regierung so gerecht, dass alle das Paar schließlich akzeptierten.

Und wenn sie noch nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute glücklich zusammen.

Reiner Kunze, *Fünfzehn*

Sie trägt einen Rock, den kann man nicht beschreiben, denn schon ein einziges Wort wäre zu lang. Ihr Schal dagegen ähnelt einer Doppelschlepe: lässig um den Hals geworfen, fällt er in ganzer Breite über Schienbein und Wade. (Am liebsten hätte sie einen Schal, an dem mindestens drei Großmütter zweieinhalb Jahre gestrickt haben - eine Art Niagara-Fall aus Wolle. Ich glaube, von einem solchen Schal würde sie behaupten, daß er genau ihrem Lebensgefühl entspricht. Doch wer hat vor zweieinhalb Jahren wissen können, daß solche Schals heute Mode sein würden.) Zum Schal trägt sie Tennisschuhe, auf denen sich jeder ihrer Freunde und jede ihrer Freundinnen unterschrieben haben. Sie ist fünfzehn Jahre alt und gibt nichts auf die Meinung uralter Leute - das sind alle Leute über dreißig.

Könnte einer von ihnen sie verstehen, selbst wenn er sich bemühen würde? Ich bin über dreißig.

Wenn sie Musik hört, vibrieren noch im übernächsten Zimmer die Türfüllungen. Ich weiß, diese Lautstärke bedeutet für sie Lustgewinn. Teilbefriedigung ihres Bedürfnisses nach Protest. Überschallverdrängung unangenehmer logischer Schlüsse. Trance. Dennoch ertappe ich mich immer wieder bei einer Kurzschlußreaktion: ich spüre plötzlich den Drang in mir, sie zu bitten, das Radio leiser zu stellen. Wie also könnte ich sie verstehen - bei diesem Nervensystem?

Noch hinderlicher ist die Neigung, allzu hochragende Gedanken erden zu wollen.

Auf den Möbeln ihres Zimmers flockt der Staub. Unter ihrem Bett wallt er. Dazwischen liegen Haarklemmen, ein Taschenspiegel, Knautschlacklederreste, Schnellhefter, Apfelstiele, ein Plastikbeutel mit der Aufschrift „Der Duft der großen weiten Welt“, angelesene und übereinandergestülpte Bücher (Hesse, Karl May, Hölderlin), Jeans mit in sich gekehrten Hosenbeinen, halb- und dreiviertel gewendete Pullover, Strumpfhosen, Nylon und benutzte Taschentücher. (Die Ausläufer dieser Hügellandschaft erstrecken sich bis ins Bad und in die Küche.) Ich weiß: Sie will sich nicht den Nichtigkeiten des Lebens ausliefern. Sie fürchtet die Einengung des Blicks, des Geistes. Sie fürchtet die Abstumpfung der Seele durch Wiederholung! Außerdem wägt sie die Tätigkeiten gegeneinander ab nach dem Maß an Unlustgefühlen, das mit ihnen verbunden sein könnte, und betrachtet es als Ausdruck persönlicher Freiheit, die unlustintensiveren zu ignorieren. Doch nicht nur, daß ich ab und zu heimlich ihr Zimmer wische, um ihre Mutter vor Herzkrämpfen zu bewahren, - ich muß mich auch der Versuchung erwehren, diese Nichtigkeiten ins Blickfeld zu rücken und auf die Ausbildung innerer Zwänge hinzuwirken.

Einmal bin ich dieser Versuchung erlegen.

Sie ekelt sich schrecklich vor Spinnen. Also sage ich: „Unter deinem Bett waren zwei Spinnennester.“

Ihre mit lila Augentusche nachgedunkelten Lider verschwanden hinter den hervortretenden Augäpfeln, und sie begann „Iix! Ääx! Uh!“ zu rufen, so daß ihre Englischlehrerin, wäre sie zugegen gewesen, von soviel Kehlkopfknacklauten - englisch „glottal stops“ - ohnmächtig geworden wäre. „Und warum bauen die ihre Nester gerade bei mir unterm Bett?“

„Dort werden sie nicht oft gestört.“ Direkter wollte ich nicht werden, und sie ist intelligent.

Am Abend hatte sie ihr inneres Gleichgewicht wiedergewonnen. Im Bett liegend, machte sie einen fast überlegenen Eindruck. Ihre Hausschuhe standen auf dem Klavier. „Die stelle ich jetzt immer dorthin“, sagt sie. „Damit keine Spinnen hineinkriechen können.“

(Reiner Kunze, *Die wunderbaren Jahre*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M., 1976, S. 27-29)



Perspektivenwechsel: Kinder erzählen von den Ticks ihrer Eltern

VIERZIG

Sie trägt dunkle Kleidung, Schwarz, Braun, Grau, Dunkelgrün, Lila und Blau. Alle Farben, die natürlich an einem Wintertag wie heute glücklich machen.

Sie trägt gern bequeme Kleidung, Jeans, ein T-Shirt, einen Pullover und ein paar normale Schuhe. Komisch! Bis jetzt hatte ich nur seltsame Schuhe in ihrem Schrank gesehen. Schuhe mit hohen oder flachen Absätzen, aber die Farben und die Form sind besonderes! Wenn alle diese Schuhe tragen würden, wäre es immer Karneval.

Sie hat einen Schuhtick. Sie muss jeden Monat ein neues paar Schuhe kaufen, und natürlich je extravaganter sie sind, desto glücklicher ist sie. In ihrem Zimmer hat sie zwei Schränke, aber in einem sind nur Schuhe. Jedes Mal, wenn ich hineinschaue, habe ich den Eindruck, die Tochter eines Tausendfüßlers zu sein. Ich kann überhaupt nicht verstehen, warum jemand so viel Geld für Schuhe ausgibt. Und was ich überhaupt nicht verstehen kann, ist das, warum sie, nachdem sie sie gekauft hat und viel Geld ausgegeben hat, nur einmal trägt und im Schrank vergisst. Es ist unverständlich für mich. Manchmal frage ich mich, ob vielleicht ich nicht normal bin.

Einmal habe ich es ihr gesagt, und sie hat mir natürlich gesagt: „Nein! Ich? Ich kaufe die Schuhe, weil ich sie tragen will, warum kaufe ich sie sonst?“

„Ich weiß nicht warum, aber ich weiß, dass die Hälfte deiner Schuhe im Schrank verstaubt“. Ich hatte Recht, und ich wusste es, also wollte ich es ihr beweisen.

Kurz vor Weihnachten hatte ich eine Idee. Ein paar Tage vor Weihnachten bin ich in ihr Zimmer gegangen und ich habe genommen, was ich brauchte. Zu Weihnachten waren wir zusammen neben dem Weihnachtsbaum, unter dem alle Geschenke waren. Ich habe gewartet, mein Geschenk zu öffnen, weil ich viel interessierter an der Reaktion meiner Mutter auf ihre Geschenke war. Als sie das Paket geöffnet hatte, waren dort ein paar Schuhe, die sie letztes Jahr gekauft und nie getragen hatte. Ich dachte, dass sie sich ärgern würde, weil das kein schönes Geschenk war. Aber nein. Sie hat sich bei mir bedankt und gesagt: „Ach, du kennst mich ganz gut!“ Ach ja, ich kenne sie sehr gut! Ich wusste, dass sie sich nicht mehr an diese Schuhe erinnerte. Also habe ich Recht, sie kauft die Schuhe und dann vergisst sie sie im Schrank.

Zum Thema: *Miteinander leben und Vorurteile*

Henning Venske, *Eine schöne Beziehung*

Grete Hehmke hatte das nordfriesische Dorf, in dem sie geboren und aufgewachsen war, nur einmal in ihrem Leben für längere Zeit verlassen: vor 50 Jahren, 1933, als eine dreiwöchige Hochzeitsreise ihr den unauslöschlichen Eindruck vermittelte, dass es im südlichen Harz immer regnet.

Ihr Mann war ja nun tot. Aber Grete Hehmkes Lust zu leben war noch nicht erschöpft. Es gab mehr als nur den einen Edeka-Laden, das wusste sie genau.

Mit dem Autobus in die Kreisstadt - das war schon ein Erlebnis! Gierig nach neuen Eindrücken warf sie sich energisch ins Getümmel. Sie war aufgeregt, glücklich, neugierig. Futter für den alten Kopf. Wunderbar. Als Höhepunkt das Warenhaus. Nein, so was Schönes aber auch! Hunger! Restaurant? Da!

Ein freier Tisch. Handtasche über die Stuhllehne hängen, Mantel an den Haken, in Blickrichtung. Hinsetzen, Erleichterung. Bedienung kommt nicht. Aha, es gibt gar keine Bedienung hier. Genau hinsehen, wie die anderen das machen. Kapiert.

Grete Hehmke verlässt ihren Tisch, reht sich ein in die Schlange, greift sich das orangefarbene Tablett. Ordert selbstbewusst Kohlroulade mit Salzkartoffeln und einen Karamellpudding, eine Brause dazu, bezahlt an der Kasse. Teuer ist es ja, muss man schon sagen. Trägt das Tablett zu ihrem Tisch, nimmt Platz. Die Kohlroulade sieht elend aus, man müsste ihr mal was zu futtern geben - Grete Hehmke ist voller Heiterkeit.

Aber sie hat kein Besteck. Wo bekommt man hier denn Messer und Gabel? Einen kleinen Löffel braucht sie auch. Und eine Serviette. Aha, da neben den orangefarbenen Tablett. Aufstehen, hingehen, holen.

Grete Hehmke kommt an ihren Tisch zurück.

Sie stutzt, setzt sich. Auf ihrem Platz hockt ein Farbiger und isst von ihrem Teller. Ganz manierlich. Es schmeckt ihm. Grete Hehmke nimmt gegenüber von dem schwarzen Mann Platz. Der lächelt einladend. Grete Hehmke wundert sich über nichts mehr. Sie lächelt ebenfalls freundlich und zieht das orange-farbene Tablett behutsam, aber bestimmt in die Tischmitte. Die Portionen in diesem Kaufhaus sind ja reichlich bemessen, das reicht schon für zwei. Sie speisen. Teilen jede Kartoffel, er schiebt ihr ein besonders appetitliches Gürkchen zu, sie überlässt ihm ein größeres Stück Roulade. Er ist schließlich ein kräftiger junger Mann. Der Schwarze gießt gelbe Brause in das Glas, bietet ihr zuvorkommend an, trinkt selbst aus der Flasche. Manchmal klappern ihre Teelöffel gegeneinander, wie sie sich den Pudding geschwisterlich teilen.

Eine Unterhaltung findet darüber hinaus nicht statt. Nur gelegentlich ein Blick des Einverständnisses.

Mit den Papierservietten die Münder abwischen, ein lebenswürdiges Kopfnicken, der Schwarze steht auf und geht.

Na, dankeschön hätte er ja wenigstens sagen können. Grete Hehmke hat doch Grund, an den Umgangsformen der Schwarzen zu zweifeln. Handtasche ist weg. Sie hing über der Lehne des Stuhls, auf dem dieser Schwarze saß. Auf, auf! Hinterher! Haltet den Dieb! Eben geht er hinaus.

Grete Hehmke dreht sich um, stößt an den Stuhl in ihrem Rücken. Gott sei Dank! Da hängt ja die Handtasche. Es gibt auch anständige Schwarze. Die Kohlroulade auf dem orangefarbenen Tablett auf dem Nebentisch ist leider schon etwas kalt. Aber den Karamellpudding könnte sie noch essen. Na, und eine halbe Brause schafft sie wohl auch noch...

(Aus: Svende Merian & Norbert Mey (Hrsg.) *Nicht mit dir und nicht ohne dich. Lesebuch für schlaflose Nächte*. Rowohlt 1983)

Perspektivenwechsel: von der Er- zur Ich-Erzählung

(1) EINE SCHÖNE BEZIEHUNG: Der Mann erzählt...

Ich bin sehr müde! Frau Müller kommt jeden Tag in meine Praxis, sie sollte meinen Tipps folgen und mit ihrem Mann sprechen. Es ist schwierig, Psychologe zu sein! Jetzt habe ich Hunger... Ah ja! Im Kaufhaus gibt es ein Selbstbedienungsrestaurant. Zum Glück kann ich etwas essen und mich dabei ein wenig entspannen.

...

Mhm... was nehme ich heute? Kohlroulade mit Salzkartoffeln und Karamellpudding zum Schluss. Ah, auch etwas zu trinken... Ja, eine Brause! Dort ist ein freier Tisch. Ah... Gott sei Dank! Guten Appetit, Michael! Oh, diese Kohlroulade ist sehr lecker und auch dieser Pudding sieht köstlich aus. Warum starrt diese alte Frau mich an? Wer ist sie? Braucht sie Hilfe, oder? Warum hat sie sich an meinen Tisch gesetzt? Ok, Michael... KEINE PANIK! Lächle! Was macht sie? Sie hat mein Tablett in die Tischmitte gezogen. Sie ist sehr alt... Vielleicht ist sie einsam und möchte mit jemandem sprechen; es wäre besser, wenn ich nichts sagte; ich möchte sie nicht in Verlegenheit bringen. Sie teilt mein Essen... aber, warum? Vielleicht ist sie nur hungrig und sie hat kein Geld, sich etwas zu kaufen... aber sie trägt modische Kleidung... Nun ja... Essen wir! Die Portion ist groß und reicht für zwei Personen. Die Arme! Sie sieht so verwirrt aus.

...

Ich bin fertig... Oh es ist spät! Ich muss in die Praxis zurückgehen! Warum schreit sie nun auf? Was ist los mit ihr? Ich kann nicht verstehen, was sie sagt! Haltet den Dieb? Welchen Dieb? Bah... Es war das seltsamste Mittagessen meines Lebens!

(2) EINE SCHÖNE BEZIEHUNG: Der Mann erzählt...

Nachdem ich meine Arbeitsstelle im Hotel verloren habe, kann ich mir heute ein richtiges Essen leisten. Ich habe zwei Tage lang auf der Straße gebettelt, um dieses Geld zu sammeln. Ich habe Lust auf eine Kohlroulade mit Kartoffeln und einen Karamellpudding.

Hier gibt es einen freien Tisch. Diese Kohlroulade ist sehr lecker! Aber wer ist diese alte Frau, die mich anstarrt? Warum hat sie nur das Besteck und kein Tablett? Hat sie sich verlaufen? Sucht sie jemanden? Vielleicht hat sie Hunger, aber sie hat kein Geld. Sie sieht arm und erschrocken aus. Es spielt keine Rolle: Die Portionen sind reichlich. Ok, ich teile das Essen mit ihr. Na ja, allein essen ist sowieso nicht so gut, eher ziemlich traurig. Vielleicht können wir ein wenig miteinander sprechen... Aber, ich glaube, dass sie Ausländerin ist, weil sie nichts sagt. Ich verstehe sie: Manchmal gibt es schwierige Tage, besonders, wenn man fremd in einem Land ist. Sie teilt die Kartoffeln und ich schiebe ihr ein besonders appetitliches Gürkchen zu. Heute ist es sehr warm, vielleicht hat sie auch Durst, die Brause reicht für zwei. Wenn sie ihre Hände ausstreckt, fällt mir ihre runzlige Haut auf. Ihre Hände erinnern mich an die meiner Oma. Sie passte immer auf mich auf und bei dem Gedanken lächle ich.

Es ist spät. Ich stehe auf, es gab keine Unterhaltung. Ein kurzes Kopfnicken. Ich muss einen Ort finden, wo ich schlafen kann. Es ist besser, wenn ich gehe. Ich hoffe, dass es der Frau jetzt besser geht. Von der Straße höre ich die Schreie einer Frau, ich verstehe aber nicht, was los ist..., Ach nein, schon wieder diese Alte. Vielleicht braucht sie Hilfe..... nein, sie hat sich beruhigt. Ich sehe, wie sie ihre Sachen nimmt und weggeht. Eine komische, alte Dame!

4. Schuljahr

Zum Thema: *Menschenrechte*
Vorlage: Büchner, *Der Hessische Landbote* (1834)

Wie man ein Flugblatt verfasst: Vergleiche, Metaphern, Übertreibungen verwenden, um Gefühle auszudrücken und das Grotteske der Situation hervorzuheben

Flugblatt zur Verbesserung des körperlichen Wohlbefindens und der Schulleistungen in unserer Schule

2017 sind wir an unserer Schule fast wieder dort, wo die Menschen zur Zeit der Märzrevolution waren, als sie auf die Straße gingen, um für ihre elementarsten Rechte zu kämpfen.

In unserer Schule werden die Schüler wie Hunde behandelt, die nichts Anderes dürfen als zu pauken wie Büffel: Sie müssen sich von Haufen aus Büchern ernähren und Essig statt Wasser trinken, so sauer ist ihr Leben.

Von ihren Bemühungen haben sie oft nichts Anderes als Spott und schlechte Noten.

Hat man im 3. Millennium noch nicht festgestellt, dass auch Kinder und Jugendliche respektiert werden müssen, und dass sie Rechte haben?

Das Leben ist in unserer Schule einer Folter ähnlich, und diese beginnt eigentlich nicht erst in der Klasse, sondern schon draußen, denn dort ist alles kompliziert: In unserer Schule benötigt der Schüler gute sportliche Eigenschaften, um zu überleben. Denn bereits wenn man zur Toilette muss, entstehen Probleme...

Erfahrene Schüler wissen schon, wie die erste Frage lautet, wenn sie ein dringendes Bedürfnis haben: „Wo können wir heute hin? Wo ist die Toilette, die funktioniert?“ In der Schule sind täglich im Durchschnitt nur 5 Toiletten von 12 brauchbar, also müssen die armen Schüler auf und nieder, hin und her durch die Schule rennen, in der Hoffnung die richtige Toilette zu finden und sich nicht vorher in die Hose zu machen.

Wenn die Armen dann endlich das erwünschte Ziel erreicht haben, ist das Abenteuer keineswegs zu Ende.

Die zweite Frage lautet nämlich: Wie kann man nun hier Pipi machen?

Die meisten Toilettentüren schließen nämlich nicht richtig und man muss wie ein Akrobat Beine und Arme benutzen, um seine Notdurft zu verrichten und gleichzeitig die Tür versperrt zu halten.

Ist es endlich geschafft, kommt die dritte Frage: Wo ist das Toilettenpapier?

Es fehlt wie immer! Was tun? Die Schüler aus dem 3., 4. und 5. Jahr haben das schon so oft erlebt, dass sie die Lösung stets parat haben: Papiertücher! Sie verstopfen wohl das Klo, aber es geht nicht anders... Die Kleineren haben es schwerer, denn oft denken sie nicht daran Tücher mitzunehmen. Zum Glück sind wir alle voller Initiative...

Liebe Schüler, liebe Schülerinnen, scheint es euch menschenwürdig, dass wir armen Schüler täglich solche Abenteuer erleben müssen, nur um kurz mal Pipi zu machen? Ist es richtig, dass wir dann vom Lehrer beschimpft werden, weil wir zu lange draußen waren und die Hälfte des Unterrichts dabei verpasst haben?

Fragen wir uns: Wie kann der Geist ernährt werden, wenn unsere elementarsten Bedürfnisse so schwer zu befriedigen sind? Vielleicht braucht unsere Schule keine Schüler, sondern Roboter, die nicht pinkeln müssen. Aber solche Roboter brauchen auch keine KULTUR!

MENS SANA IN CORPORE SANO ist eine alte Weisheit – also liebe Schüler, beschweren wir uns morgen alle bei der Schulleistung, um normale, funktionierende Toiletten zu bekommen.

Treffpunkt: Morgen um 11:00 Uhr vor dem Raum der Schulleitung!

5. Schuljahr

Zum Thema: *Mann und Frau*

Gabriele Wohmann, *Flitterwochen 3. Tag*

Reinhard am dritten Tag gegen fünf, auf der Bierkneipenterrasse: du wirst deine Arbeit aufgeben. Du wirst einfach kündigen. Es war fast windstill, die Luft feucht. Ich kam aber nicht ganz dahinter, ob es mir richtig behagte¹. Ich starrte immer weiter den Mann mit der Warze² an. Reinhard hob sein Glas, trank mir zu, mit irgendeinem Trinkspruch auf unsere Zukunft. Die Warze sah wie ein Polyp aus. Reinhard schlug vor, so wie jetzt an der See auch später regelmäßig abends spazieren zu gehen. Ja. Warum nicht? Schließlich: die Wohnung mit ihrer günstigen Lage. Unterm Hemd würde die Warze sich auch bemerkbar machen. Sie war mehr als einen Zentimeter lang. Seitlich vom Schlüsselbein³ stand sie senkrecht ab. Prost, Schatz, Cheerio! Vielleicht, bei diesem Unmaß⁴, hieß das nicht mehr Warze, was ich immer noch anstarrte. Liebling, he! Wir sind getraut! Du und ich, wir zwei – was man sich so zunuschelt⁵ kurz nach der Hochzeit. Reinhard's Lieblingsgerichte, dann meine. Durch die Fangarme⁶ sah die Warze einer Narrenkappe ähnlich. Die Wohnung werden wir nach deinem Geschmack einrichten: der Garten – bloß Wildnis. Tee von Reinhard's Teegroßhändler. Nett, so einig zu sein. Abwegiges Grau der See, und mein zweites Glas leer. Die Oberfläche der Warze war körnig⁷, wie die Haut auf Hühnerbeinen. Reinhard hat noch zwei Stella Artois bestellt, ich fühlte nun doch ziemlich genau, dass es mir zusagte, das Ganze. Bier, diese Witterung, dies bemerkenswerte Meer und unser Gerede über alles, zum Beispiel: Hauptsache, du bist dein blödes Büro los. Das schrundige⁸ Ding auf der Schulter, erstarrtes Feuerwerk, stand nicht zur Debatte. Reinhard schützte⁹ wiederum ein Schiff vor und starrte durchs Fernglas runter auf den Strand. Gewitter stand unmittelbar bevor, unser Zusammenleben auch, auch Abendspaziergänge, Teebestellungen, Leibgerichte, die Warze war immer noch sichtbar nun unterm Hemd, das der Mann anzog. Antonio Gaudi hätte sie geträumt haben können. Reinhard redete, und ich habe eine Zeit lang nicht zugehört, weil ich – ich hätte schon ganz gern gewusst, ob das nicht weh tat, wenn mehr als nur ein Hemd auf die Warze Druck ausübte. Organisation, Schatz, sagte Reinhard, und er ist nicht nur billiger bei diesem Großhändler, es ist einfach besserer Tee. Weitere Stella Artois, die Schwüle war mir recht, das Meer lieb und wert, egal Reinhard's Seitensprünge durchs Fernglas. Der leicht bekleidete Krake¹⁰, der vertrauliche Vielfuß¹¹, Verruca, die Warze. Freust du dich, Schatz? Reinhard war mir jetzt näher. Auf alles, Schatz? Und was man so sagt. Es war nett.

Der Mann mit der neukatalanischen Warze bezahlte. Dann verstaute er sein Fernglas in einem etwas abgeschabten Lederetui. Er stand auf. Da stand auch ich auf. Der Mann mit der Warze bahnte sich den besten Weg zwischen den Korbsesseln. Ich hinterher. Er brauchte nicht weiter auf mich zu warten, ich habe kaum gezögert, er wartete, wieder mir zugekehrt, die Warze, das Wappen, er wartete, Reinhard wartete, mein Mann mit der Warze.

(Aus: Gabriele Wohmann, *Ländliches Fest*, Luchterhand Darmstadt 1968, S. 103)

Eine Geschichte fortsetzen

(1) Am folgenden Tag ist sie weg. Reinhard findet ihren Brief auf der Kommode

Reinhard,

ich kann nicht länger bei dir bleiben. Es tut mir leid. Ich habe lange genug darüber nachgedacht und wirklich: ich kann nicht verstehen, warum ich deinetwegen meine Arbeit verlassen muss. Ich liebe meinen Beruf und dass du jetzt immer wieder sagst, ich müsse mein Büro los, hat mich wirklich irritiert. Warum tust du das? Ich bin doch nicht deine Sklavin!

Bist du der Mann, den ich bis jetzt geliebt habe, oder habe ich mich die ganze Zeit getäuscht?

Du hast im Café die ganze Zeit geredet und "unsere" gemeinsame Zukunft entworfen.

Entschuldigung, aber deine Ehe-Vorstellung entspricht gar nicht der meinen. Du bist mir plötzlich fremd und fern. Ich konnte immer nur deine Warze anstarren. Plötzlich habe ich Angst bekommen vor einem Leben mit dir – und ich bin abgehauen. Ja, abgehauen bin ich, weil es besser ist, allein zu bleiben, als nicht mehr sicher zu sein, sich selbst zu sein und wie eine kleine Schoßhündin behandelt zu werden.

Ich gehe und verlasse dich. Suche mich bitte nicht!

Rita

(2) Die Frau schreibt einer Freundin einen Brief über ihre Flitterwochen...

Liebe Karin,

wie geht es dir? Hoffentlich gut und bestimmt geht es dir besser als mir. Überrascht? Ja, das ist der dritte Tag meiner Flitterwochen und ich bin so verzweifelt, enttäuscht, verwirrt, wütend, skeptisch, überrascht, alles außer glücklich!!! Heute saßen wir auf der Terrasse einer Bierkneipe und Reinhard sprach begeistert über unser Zusammenleben, unsere Wohnung, sogar über einen besonderen Tee, den wir bei einem Großhändler wegen seiner guten Qualität kaufen werden, über unsere Abendspaziergänge, und kaum zu glauben, auch über seinen Wunsch oder besser seine Überzeugung, dass ich meine Arbeit nun verlassen werde. Dabei hat er mich aber nicht romantisch und liebevoll angeschaut! Nein, er saß etwas von mir abgewandt, beobachtete die Schiffe und das Meer. Hätte er mich nur kurz angeschaut, hätte er sofort bemerkt, dass ich gar nicht an seinen Worten interessiert war und dass meine Aufmerksamkeit nur bei seiner Warze war. Komisch! Flitterwoche, das Meer, die Terrasse, mein Mann neben mir und was mir auffällt, ist nur seine Warze, seine körnige Warze. Die hatte ich früher gar nicht so intensiv bemerkt! Seine Warze. Darüber könnte ich noch zwei Seiten schreiben, aber über unsere Beziehung wüsste ich nichts zu sagen. Ich sollte hier fröhlich und verträumt sitzen, aber so ist es nicht. Ich beginne zu bereuen, Reinhard oder besser diesen Mann mit der Warze geheiratet zu haben! Nein, so kann es nicht weitergehen! Heute Abend will ich ihm erzählen, wie ich unser Zusammenleben sehe. Mal schauen, was daraus wird. Im schlimmsten Fall komme ich morgen alleine nach Hause zurück! Drück mir die Daumen, liebste Freundin!

Deine Verena

Zum Thema: *Mensch und Gesellschaft*

Günter Kunert, *Zentralbahnhof (1972)*

An einem sonnigen Morgen stößt ein Jemand innerhalb seiner Wohnung auf ein amtliches Schreiben: es liegt auf dem Frühstückstisch neben der Tasse. Wie es dahin kam, ist ungewiß. Kaum geöffnet, überfällt es den Lesenden mit einer Aufforderung: Sie haben sich, befiehlt der amtliche Druck auf dem grauen, lappigen Papier, am 5. November des laufenden Jahres morgens acht Uhr in der Herrentoilette des Zentralbahnhofes zwecks Ihrer Hinrichtung einzufinden. Für Sie ist Kabine 18 vorgesehen. Bei Nichtbefolgung dieser Aufforderung kann auf dem Wege der verwaltungsdienstlichen Verordnung eine Bestrafung angeordnet werden. Es empfiehlt sich leichte Bekleidung, um einen reibungslosen Ablauf zu garantieren.

Wenig später taucht der solchermaßen Betroffene verzagt bei seinen Freunden auf. Getränke und Imbiß lehnt er ab, fordert hingegen dringlich Rat, erntet aber nur ernstes und bedeutungsvolles Kopfschütteln. Ein entscheidender Hinweis, ein Hilfsangebot bleibt aus. Heimlich atmet man wohl auf, wenn hinter dem nur noch begrenzt Lebendigen die Tür wieder zufällt, und man fragt sich, ob es nicht schon zu viel gewesen ist, sie ihm überhaupt zu öffnen. Lohnte es denn, wer weiß was alles auf sich zu laden für einen Menschen, von dem in Zukunft so wenig zu erwarten ist?

Der nun selber begibt sich zu einem Rechtsanwalt, wo ihm vorgeschlagen wird, eine Eingabe zu machen, den Termin (5. Nov.) aber auf jeden Fall einzuhalten, um Repressalien auszuweichen. Herrentoilette und Zentralbahnhof höre sich doch ganz erträglich und vernünftig an. Nichts werde so heiß gegessen wie gekocht. Hinrichtung Wahrscheinlich ein Druckfehler. In Wirklichkeit sei "Einrichtung" gemeint. Warum nicht? Durchaus denkbar findet es der Rechtsanwalt, daß man von seinem frisch gebackenen Klienten verlange, er solle sich einrichten. Abwarten. Und vertrauen! Man muß Vertrauen haben! Vertrauen ist das wichtigste.

Daheim wälzt sich der zur Herrentoilette Beordnete schlaflos über seine durchfeuchteten Laken. Erfüllt von brennendem Neid lauscht er dem unbeschwerten Summen einer Fliege. Die lebt! Die hat keine Sorgen! Was weiß die schon vom Zentralbahnhof?! Man weiß ja selber nichts darüber... Mitten in der Nacht läutet er an der Tür des Nachbarn. Durch das Guckloch glotzt ihn ein Auge an, kurzfristig, ausdruckslos, bis der Klingelnde kapituliert und den Finger vom Klingelknopf löst.

Pünktlich um acht Uhr morgens betritt er am 5. Nov. den Zentralbahnhof, fröstelnd in einem kurzärmeligen Sporthemd und einer Leinenhose, das leichteste, was er an derartiger Bekleidung besitzt. Hier und da gähnt ein beschäftigungsloser Gepäckträger. Der Boden wird gefegt und immerzu mit einer Flüssigkeit besprengt. Durch die spiegelnde Leere der Herrentoilette hallt sein einsamer Schritt: Kabine 18 entdeckt er sofort. Er schiebt eine Münze ins Schließwerk der Tür, die aufschwingt, und tritt ein. Wild zuckt in ihm die Gewißheit auf, daß gar nichts passieren wird. Gar nichts! Man will ihn nur einrichten, weiter nichts! Gleich wird es vorüber sein, und er kann wieder nach Hause gehen. Vertrauen! Vertrauen! Eine euphorische Stimmung steigt ihm in die Kehle, lächelnd riegelt er das Schloß zu und setzt sich.

Eine Viertelstunde später kommen zwei Toilettenmänner herein, öffnen mit einem Nachschlüssel Kabine 18 und ziehen den leichtbekleideten Leichnam heraus, um ihn in die rotziegeligen Tiefen des Zentralbahnhofes zu schaffen, von dem jeder wußte, daß ihn weder ein Zug jemals erreicht noch verlassen hatte, obwohl oft über seinem Dach der Rauch angeblicher Lokomotiven hing. (Aus: Günter Kunert, *Kurze Beschreibung eines Moments des Lebens. Kleine Prosa*, Verlag Philipp Reclam junior, Leipzig 1980, S. 11-12)

Texte interpretieren und filmisch bzw. auf der Bühne darstellen

<https://www.youtube.com/watch?v=Lsy3VEFBMzA>

<https://www.youtube.com/watch?v=OIKI06Gh5Mk>

Ein Beispiel für ein Abi-Referat

Am Rand der Gesellschaft

Heute werde ich über das Thema „Am Rand der Gesellschaft“ sprechen.

Heute leben wir in einer Gesellschaft, die von verschiedenen Personen aus verschiedenen Ländern gebildet ist, wir leben in einer multikulturellen Gesellschaft. Leider gibt es auch immer mehr Menschen, die am Rande unserer Gesellschaft leben und die Anzahl der Jugendlichen, die als Obdachlosen auf der Straße leben, ist in den letzten Jahren weiter gestiegen. Schon mit 12 oder 13 Jahren werden sie zu Straßenkindern, sie schlafen in Bahnhöfen, unter Brücken, auf der Straße und erbetteln sich das Geld für ihr Essen und Trinken.

Der deutsche Autor Uwe Britten hat mehrere Bücher zu diesem Thema geschrieben und erzählt von Straßenkindern in Deutschland, wie Jan, Julia und Marcel. Sie haben das Vertrauen in die Erwachsenen verloren. Julia hat mit ihren Eltern einen Kompromiss geschlossen. Sie wohnt unter der Woche noch bei ihrer Familie, aber das Wochenende verbringt sie bei einer Freundin. Jan und Marcel leben dagegen immer auf der Straße oder gelegentlich bei Freunden. Ein richtiges Zuhause haben sie nicht mehr.

Im Text erklärt Uwe Britten auch, dass 9000 Kinder unter 14 Jahren in Deutschland von zu Hause abhauen, weil sie zum Einen Lust haben ein neues Abenteuer zu erleben, aber auch aus Mangel an Liebe in der Familie, wegen Konflikten, Gewalt- und Missbrauchserfahrungen.

Viele Vereine und Organisationen versuchen den Straßenkinder und den armen Personen zu helfen: Erzieher versuchen Kontakt zu den jungen Obdachlosen herzustellen, damit sie wieder Selbstvertrauen bekommen und die Zuversicht für ein gutes Leben finden.

Zum Beispiel organisiert „*terre des hommes*“ jedes Jahr die Aktion „Straßenkind für einen Tag“. Mit dieser Aktion wollen sie auf die Rechte von Straßenkinder aufmerksam machen.

Außerdem organisiert dieser Verein Theaterprojekte, die die Obdachlosen animieren sollen, ihr Talent auszuleben und sie helfen den Obdachlosen, wieder Selbstvertrauen zu bekommen.

In München gibt es eine Jugendpension für obdachlosen Jugendlichen. In dieser Einrichtung wohnen drei andere Jugendliche, Michi, Lucky und Jenny. Michi hatte eine schlechte Beziehung mit seinen Eltern, sie hatten oft Streit und er hatte große Schwierigkeiten und Probleme in der Schule. Lucky kommt aus Afghanistan, er hatte Streit mit seinem Vater wegen seines Charakters. Jenni kam nicht so gut mit ihrem Stiefvater aus und sie ist zuerst zu ihrer Oma und dann in die Wohngemeinschaft gekommen. Michi, Lucky und Jenni haben auch Träumen: Michi möchte zur Fremdelegion, Lucky möchte Polizist werden und Jenni möchte Bäckereifachfrau werden. In der Jugendpension wird ihnen geholfen mit ihrem Alltag umzugehen. Ebenso erlernen sie dort mit den anderen Personen zusammen leben und ich Selbstvertrauen wird gestärkt.

Wir haben auch über die Erfahrung von Jana Grösche in der Klasse gehört. Sie ist ein Mädchen, die ihr Fachabitur im sozialen Bereich gemacht hat. Sie hat mit Obdachlosen gearbeitet. Sie kochte Tee, gab das Essen aus und sprach mit den Gästen. Obwohl sie eine Nachtschicht hatte, hatte sie keine Angst, weil ihr in einer Notsituation ihre Kollege oder die Polizei zur Hilfe kommen. Mit dieser Arbeit verdiente sie sich etwas Geld für den Führerschein und die Sommerferien.

Im Text „Straßenkinder in Deutschland: kein Vertrauen in Erwachsene“ kritisiert der Autor Uwe Britten den Mangel an Einrichtungen für obdachlose Jugendliche, sowie den katastrophalen Zustand der wenigen

bestehenden Einrichtungen. Außerdem haben die Betreuer viel zu wenig Zeit, um den Jugendlichen zu helfen. Deshalb haben die Jugendlichen auch Probleme mit Drogen und Prostitution und sie brauchen andere Hilfe: in der Psychiatrie, der Wohnungslosen- und der Suchtkrankenhilfe.

In der deutschen Literatur haben viele Autoren die Armut und die schweren Lebensumstände der niedrigsten Klassen behandelt. Besonders im 19. Jahrhundert übten die Autoren des Vormärz wie Heine und Büchner Kritik an den Machthabern und beschreiben die Verzweiflung der Armen.

Nach der Niederlage von Napoleon Bonaparte finden sich die Siegermächte beim Wiener Kongress zusammen, um die Situation in Europa wiederherzustellen, wie sie vor der Französischen Revolution war. Um Ruhe und Ordnung in Deutschland zu bewahren wurde die Zensur eingeführt: Presse, Publizistik und die Universitäten wurden streng kontrolliert; viele Liberale wurden ins Exil gezwungen und (der deutsche Bund war im Gegensatz zu den liberalen Kräften;) die Werke von Heine und anderen Autoren wurden beschlagnahmt.

Der deutsche Vormärz ist die Periode von 1815 bis 1848, in der sich eine Oppositionen gegen die Restauration entwickeln. Das Ziel war ein Nationalstaat auf parlamentarischer Grundlage zu erreichen.

Während der Industrialisierung entwickeln sich die Produktion von Textilien und die Textilindustrie (durch die Einführung von moderneren Spinnmaschinen und Webstühlen), die Eisenindustrie und die Schwerindustrie. Die Maschinenproduktion stürzte das Handwerkproletariat ins Elend. Man brauchte weniger Weber und für einfache Arbeit wurden Frauen und Kinder eingesetzt, weil sie billiger waren.

Die Weber arbeiteten 12, 14 oder 16 Stunden pro Tag; ihre Bedeckung besteht aus Lumpen; ihre Wohnungen verfallen, da sie die Kosten zur Erhaltung nicht mehr aufbringen können; sie ernährten sich nur von Kartoffeln und Fleisch gab es nur zu Ostern und Weihnachten.

Der deutsche Autor Heinrich Heine hat ein Lied zum Thema geschrieben. Im diesem Lied geht es um die Weberrevolte im Jahr 1844 in Schlesien.

Die Weber weben Deutschland ein Leichentuch und sie sind müde, verzweifelt und wütend, sie haben düsteren Augen und sie fletschen die Zähne. Sie sprechen drei Flüche aus: der erste betrifft Gott, der zweite den König und der dritte Deutschland, das falsche Vaterland. Früher glaubten sie an Gott und haben zu ihn gebetet, aber jetzt haben sie erkannt, dass Gott ihnen nicht hilft. Der König hat nur die Interessen der Reichen vertreten; er hat die Weber ausgebeutet und sie wie Hunde erschießen lassen. Deutschland wird als ein falsches Land beschrieben, weil es sich nicht wie ein Vater oder eine Mutter benommen hat, es hat seine Kinder betrogen und getötet. Als Altdeutschland meinen die Weber, dass das alte demokratische Deutschland sterben soll. Man sollte ein neues Deutschland errichten, in dem alle die gleichen Rechte haben und menschenwürdig leben können. Am Ende jeder Strophe wird derselbe Refrain wiederholt („Wir weben, wir weben!“) und das bringt die Monotonie der Arbeit der Weber zum Ausdruck.

Ein anderer Autor, der das Elend und die Verzweiflung der Armen beschrieben hat und Kritik an den Machthabern geübt hat, ist Georg Büchner.

Das Theaterstück „Woyzeck“ ist die Geschichte von einem armen Soldaten, der eine Partnerin hat, mit der er ein Kind hat. Um mehr Geld für seine Familie zu verdienen, nimmt er an einem medizinischen Experiment teil: er darf nur Erbsen essen. Er hat Halluzinationen. Als er merkt, dass Marie ihn mit dem Tambourmajor betrogen hat, ersticht er sie. Er geht zum Teich, um das Mordmesser hineinzuworfen.

Woyzeck wird von seinen Vorgesetzten, dem Hauptmann und von dem Doktor, gedemütigt. Der Hauptmann kritisiert Woyzeck, weil er ein Kind hat, ohne verheiratet zu sein. Deshalb hat Woyzeck aus Sicht des Hauptmanns keine Moral. Woyzeck sagt, dass arme Leute keine Moral haben können, weil sie kein Geld haben, sie haben nur Fleisch und Blut, sie leben nur nach ihrer Natur und ihrer Instinkte. Die armen Menschen haben auch keine Tugend, sie können nicht tugendhaft sein. Arme Leute haben auch keine Möglichkeit, im Jenseits ein besseres Leben haben zu können.

Man kann verstehen, dass Woyzeck der Welt der Armen angehört und der Hauptmann der Welt der Reichen. Zwischen Woyzeck und dem Hauptmann gibt es aber keine Konflikte, weil Woyzeck seine Position akzeptiert, er ist resigniert. Durch Woyzecks Worte will Büchner auf die Situation der Armen aufmerksam machen. Mit dieser Szene hat der Autor die Dummheit und Lächerlichkeit der Reichen und Kultivierten, die sozialen Missstände, die Hilflosigkeit der Armen und die Verachtung der Reichen für die Armen stark hervorgehoben.

Büchner hat dasselbe in der „Doktorszene“ gemacht. In dieser Szene wird Woyzeck von dem Doktor gedemütigt, weil er an eine Wand gepisst hat, statt dem Doktor den Urin für die Analyse zu geben. Der Doktor hat ihn gesehen und Woyzeck befohlen, wieder zu pissen, aber Woyzeck konnte nicht mehr. Da s ärgert den Doktor sehr.

In dieser Szene werden Woyzeck, der arme Soldat, der sich als Versuchskaninchen verkauft hat, um etwas Geld für seine Familie zu verdienen, und der Doktor, der kultivierte Mann, einander gegenübergestellt. Wie in der „Rasierszene“, benutzen die zwei Männer zwei verschiedene Sprachebenen: Woyzeck spricht mit Dialekt und der Doktor spricht Hochdeutsch und benutzt oft lateinische Fachbegriffe. Auch hier wird Woyzeck kritisiert und gedemütigt: er kann sich nicht kontrollieren und seine Natur ist stärker als sein Wille.

Büchner hat auch das Flugblatt den „Hessische Landbote“ geschrieben. Der Titel, „FRIDE DEN HÜTTEN! KRIEGE DEN PALÄSTEN!“, ist ein Motto aus der französischen Revolution.

Das Flugblatt wurde geschrieben um den Bauern zu erklären, dass sie auch Rechte haben und um das ausgebeutete Volk zum Kampf gegen die Fürsten aufzurufen. Der Autor benutzt Beispiele aus der Bibel, weil die Bauern nur die Bibel kannten.

In der ersten Teil des Flugblattes, werden die zwei Gesellschaftsgruppen, die Reichen (die Vornehmen, die Ausbeuter) und die Arme (die Ausgebeuteten), beschrieben. Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie haben sehr schönen Häusern, sie tragen schöne Kleider, sie benutzen ihre Sprache und sie halten das Volk für Dünger auf dem Acker. Das Leben der Armen ist ein langer Werktag: sie arbeiten zu viel und nur für die Vornehmen und die Vornehmen zerstören ihre Arbeit und verzehren ihre Äcker, aber sie verdienen nichts.

Dann beschreibt der Autor, dass die Regierung nötig ist, um die Ordnung im Staat zu erhalten. Ein Staat ist in seinen Augen ein Ort wo eine Anzahl von Menschen lebt und es Verordnungen und Gesetze gibt, die von allen respektiert werden. Diese Gesetze sichern das Wohl der Menschen, die im Staat leben. Die Regierung wird von dem Großherzog und seinen Beamten gebildet. Diese Regierung ist nicht von Gott, sondern vom Vater der Lügen. Die deutschen Fürsten sind keine rechtmäßige Obrigkeit, sie haben den Kaiser und Gott verraten und werden deshalb als Teufel dargestellt. Das deutsche Volk sollte erkennen, dass das System nicht vom Gott kommt und sie sollten dagegen kämpfen, um eine demokratische Staat aufzubauen.

Der schreckliche Zustand der Weber wird auch durch Werke wie das Gemälde „Weberzug“ von Käthe Kollwitz verdeutlicht. Käthe Kollwitz ist eine preußische Graphikerin und Bildhauerin und all ihre Werke haben realistische Züge. Sie behandelten verschiedene historische und gegenwärtige Themen. Auf dem Bild „Weberzug“ sind etwa 16 Menschen zu sehen. Sie machen einen Protestmarch zum Hause eines Großhändlers. Sie wollen von ihm mehr Lohn und bessere Arbeitsbedingungen.

Sie sind ärmlich bekleidet. Einige Menschen marschieren und haben die Köpfe zu Boden geneigt. Ihre Gesichter zeigen einen hoffnungslosen Ausdruck, andere erheben ihre Fäuste, einige Männer haben ihre Hände in die Taschen.

In der Mitte des Bildes, ist eine schwarz angezogene jüngere Frau mit einem schlafenden Kind auf dem Rücken zu sehen. Ihre Haare sind zurückgebunden, ihr Gesicht ist abgemagert und trägt Zeichen ihres jungen, aber mühsamen Lebens. Sie ist besorgt und schaut sich den Boden, sie ist nur auf das Kommende konzentriert.

Die Weber sind wütend, erschöpft, müde, verzweifelt und sich ihre Rechten nicht bewusst, wie man an ihren Gesichtern erkennen kann. Man kann verstehen auch in welcher Situation sie leben. Sie sind sehr arm, ihre Bedeckung besteht nur aus Lumpen.

Ich denke, dass die Armut ein sehr wichtiges und ebenso aktuelles Problem ist. In unserer Gesellschaft leben viele Personen, die arm sind, sie sind Obdachlosen geworden, haben kein Haus mehr, haben ihre Arbeit verloren und sie leben von erbetteltem Geld.

Die Regierung sollte ihnen helfen eine neue Arbeit zu finden, um Geld verdienen zu können und sie sollte einen Ort zum Wohnen von der Regierung bekommen, wo sie bleiben können, solange sie nicht die Möglichkeit haben sich eine eigenen Unterkunft zu besorgen.

Das ist alles. Habt ihr noch Fragen?

Vielen Dank fürs Zuhören.